

(Nachdruck verboten.)

19)

Das Weibervorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Sie waren unweit Schwarzenborn, ein starker Wind blies über die kahle Höhe; der Alte torkelte, daß er kaum sich aufrecht halten konnte.

Peter packte in fest unter den Arm. „Met Jönjen widder,“ rann er ihm ins Ohr — „anstatt zeh, fümmezeh Dähler! Dat es en Geschäft, gäl? Hört Zhr dän Wind? Wie dän heult! Wann ech Eich losloopen, eweil kullert Zhr hei dän Berg erunner, bonz omnen bonz owen! Se können Eier Knöchelcher anzeln uffuchen.“

„Jesses!“ Der Alte klammerte sich fest an den stützenden Arm. „Kriehn ech se dann aach widder, mein Dähler?“ stammelte er ängstlich.

„Uf Ehr on Gewissen,“ sagte Pittchen feierlich. „Gopp! Gist Obacht, eweil kummt Zhr dat Genick brächen, wann ech net derbei woar!“

„Jehmarijusep!“ Der Alte knöpfte schon seinen Mantel auf; Pittchen half ihm dabei, allein konnte der Krummstiebt nicht mehr damit zu stande kommen.

Auf einem Stein am Weg kramten sie den Beutel aus; die Papierseine schob Pittchen mit Verachtung zurück, aber die harten Thaler, die drin waren — gerade acht — packte er mit Gier. Er betrachtete sie scharf. Lauter Thaler verschiedener Prägung, schon durch viele Hände gegangen; die Bildnisse verwischt, die Schrift nicht mehr leicht lesbar, das feine Gekerbte des Randes etwas abgegriffen. Er klopfte sie prüfend an den Stein. Waren sie auch echt? Sie gaben keinen sonderlich hellen Silberklang mehr.

Mit einem tiefen Aufatmen, sehr befriedigt, steckte er sie in die Tasche. Dann führte er, sorgsam wie eine liebevolle Mutter, den jetzt völlig Sinnlosen den abschüssigen Weg ins Thal, leitete ihn gutmütig bis in die Schänke und half ihm sogar selber noch ins Bett.

Es war ganz dunkel, als er nach Hause ging.

Zeih hatte ein Talglöckchen brennen; eine leere Flasche diente als Leuchter. Sie hatte es auf den einzigen Schemel der Stube gestellt und kauerte davor am Boden, wie ein Türke, mit untergeschlagenen Beinen.

Josefchen schlief fest in seinem Weidenkorb; sein Gesichtchen mit dem unkindlich spizen Näschen und den wachgelben Wanglein sah aus wie das eines toten Kindes.

Das armseelige Licht flackerte mit langer Schnuppe und stank abscheulich nach ranzigem Fett; auf dem Herd schwehlte Reisig, warf ab und zu einen aufzuckenden Schein über die Wände und sank dann jäh wieder zusammen. Das gab dem öden Raum etwas Leeres, Ausgestorbenes; die nackten Mauern glichen Grabmauern in der gespenstischen Beleuchtung.

Nur Zeih atmete volles Leben. Ueber ihrer Brust straffte sich die bunt baumwollene Nachtsacke, der oberste Knopf war nicht geschlossen, man sah die weiße Stehle schimmern. Aus den Fledten hatte sie die Haarnadeln gezogen, nun hingen sie ihr halbgelöst herunter und das flackernde Licht warf einen goldenrötlichen Glanz auf ihr Braun. So sah sie fast mädchenhaft aus trotz ihrer Fülle.

Mit flinken Fingern kramte sie in dem bunten Gelappe auf ihrem Schoß — hier ein Bändelchen, da ein Spizeneidchen — es war rätselhaft, wo sie das alles aufgetrieben hatte. Nun langte sie neben sich und hielt die Taille des roten Sonntagkleides gegen's Licht — an der Brust ganz sprengig gerieben, alle Nähte blank, der Stoff so fadenscheinig abgetragen, daß das Licht durchschimmerte wie durch ein Spinnweb.

Sie seufzte — schade, daß das neue Kleid nicht schon fertig war! Der Stoff war noch nicht einmal angekommen; was hätte sie sonst für einen Staat machen können, morgen zu Oberkail! Jammerschade!

Ein paar Augenblicke ließ sie die Lippen hängen, aber gleich darauf hoben sich die Mundwinkel wieder in einem vergnügten Lächeln. Ei was, amüsieren würde sie sich auch in dem alten Kleid, war nicht der schöne Gendarm da? Und wenn der nicht, dann waren doch noch andre da!

Es wurde ihr heiß, wenn sie an die Lustbarkeit dachte. Pittchen mußte mit ihr hingehen, er mußte — hei, das würde fidel werden! Sie hielt den hübschen Kopf schief über ihre Arbeit geneigt und summtete sich halblaut ein.

Da knarrte die Thür; Peter trat ein.

Mit einem unterdrückten freudigen „Jesses!“ sprang sie ihm an den Hals.

Er war durchfroren, das Haar hing ihm, vom Nebel genäst, in die Stirn.

Sie ließ ihn gar nicht zu Atem kommen. „Pittchen, mir maachen morjen nao Oberkail, gäl? Dau giebst met mer dazzen, gäl?“ Sie flüsterte und drückte ihn heftig an sich.

„Wat dann?“ Er sah sie verwundert an. „Wie könnste su im Romang dao druf? Wän hoat Dir dat in den Koap geseht?“

„Dat Tina woar hei,“ sagte sie hastig. „Et saot, dau häfft em versproch, dau wollst et metholen nao Oberkail. Stuckte hei?“ Sie hielt ihm die Wange hin, über deren weiches Fleisch sich ein scharfer Strich zog — „mir haon en ordentlichen Diskurs gehaott. Aewer ech gien met, Jesses“ — sie machte einen kleinen Goppser — „ech hören se schuns fideln! Gäl, Pittchen“ — sie blinzelte ihn mit schwimmenden Augen an — „mir gien daor?“

„Dat Tina, dat frech Mensch,“ murrte Peter und kratzte sich mißnützig hinter den Ohren. „Ech gien net nao Oberkail, ech haon kein Zeid!“

„Dan!“ Lucia lachte ihm ins Gesicht, und dann sagte sie ernsthafter: „Dän Küster woar hei, hän wollt siehn, wie weit dattste als met dem Kronleuchter wärfst.“

Peter zuckte zusammen.

„Hän wollt et absolut wissen; hän saot, dän Gähr Pastoer dächt em schicken. Wir wollten in de Kammer kucken, mir haon versucht —“

„Dinnerstiel dech noch ehs!“ Peter fuhr sie so heftig an, daß sie betroffen zurückwich. Mit großen Schritten eilte er zur Kammerthür, zog den Schlüssel aus seiner Tasche und stieß ihn ins Schloß, dann trachte er hinter sich zu; Zeih hörte, daß er zweimal herum zuschloß.

Er blieb sehr lange in der Kammer; als sie ihn zur Abendsuppe rief, war ein dumpfes Brummen seine einzige Antwort.

Sie klopfte und schlug gegen die Thür: „Pittchen, hörste dann net? Pittchen! Eweil sollste kommen, Pittchen!“

Urpöblich, mit einer solchen Vehemenz trat er heraus, daß er ihr die Thür gegen den lauschend vorgeneigten Kopf stieß. Er beachtete nicht, daß ihr die Thränen in die Augen schossen; stumm und hastig schlingend verzehrte er am Herd rand das Nus und die paar vom Mittag übrig gebliebenen kalten Schalenkartoffeln.

Als er satt war, kam eine ruhigere Stimmung über ihn; er ließ seinen heißen Kopf wie erschöpft an Lucias Schulter sinken und umfaßte sie. „Dat woar en Strawak,“ stieß er unwillkürlich heraus, „hährje!“

„Wat dann?“ fragte sie zerstreut; sie dachte nur an den Tanz.

Ohne zu antworten, wühlte er den Kopf immer tiefer in sie hinein.

Sie strich mechanisch über sein Haar, vor ihren Augen drehten sich die Tänzer.

Er murmelte in sich hinein: „Mer kann jao eweil dat Lären net mieh mantendören.“ Und dann fuhr er plötzlich auf: „Zeih, freu Dech!“

„Dau giebst met mer nao Oberkail? O dau Pittchen!“ Froh überrascht drückte sie ihm einen schallenden Kuß auf die Wacke. „Nao Oberkail!“

„Gieh met wän dattste willst! Laoz mer mein Nus!“

Er sprang heftig auf und eilte in die Kammer; wieder schloß er hinter sich zu. —

Zum zweitenmal schon wachte Lucia in dieser Nacht auf und noch immer lag ihr Mann nicht im Bett. Schlafrunken rieb sie sich die Augen. Unter der Schwelle der Kammerthür stahl sich ein Lichtstreif in die Stube — nur hörte sie auch drinnen noch hastigere, hastig hin- und hergehen und unterdrücktes Fluchen.

Sie bedauerte ihren Mann — was der sich plagen

musste! Seit der Kronleuchter im Hans war, war das arme Pittchen wie behext; wär der mir geblieben, wo der Pfeffer wächst!

Leise schlich sie aus dem Bett und lugte mitleidig und neugierig zugleich durch den Spalt, der mitten im Holz der Kammerthür klappte — nichts zu sehen, von innen war er verklebt.

„Pittchen!“ rief sie und klopfte.
Keine Antwort.

Innen Gemurmel, als ob einer betet oder Geister beschwört.

Draußen erhob der Wind ein stöhnendes Geheul; das pfliff und ächzte und tobte und johlte, als jage das Wodestheer im Runowald, oder der Teufel riefte die Dergen auf dem Tanzplatz bei Großlittgen zusammen. Der wilde Herbststurm riß am Strohdach, nicht viel mehr und die Hütte wurde abgedeckt. Eine schauerliche Nacht.

Sie fror in dem dünnen Hemd und an den bloßen Füßen. Zitternd schlich sie ins Bett zurück. —

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Geschichte der Vergangenheit bietet den Menschen der Gegenwart einige Vorteile. Jeder Maschinengarderoberhändler wird diesen Satz bestätigen. Woher sollten sie die stolzen Trachten nehmen, wenn sie nicht in der Historie über ein durch kein Urheberrecht mehr geschütztes kostenfreies Modellmaterial verfügten. Auch sonst ist ein bißchen Geschichtskennntnis förderlich. Die Sinnlosigkeiten von heute lassen sich durch Erinnerungen an einstige Geschehnisse verklären und beweisen. Jeder Flottenagitor, von Willow bis Scherl und höher hinauf, weiß das zu schätzen. Die Geschichte ist geduldig und klagt nicht wegen Verbreitung nicht erweislich wahrer Thatsachen. Nur darf man nicht zu viel von der Geschichte wissen, sonst vermag sie ihren Zweck, der Gegenwart einen Strahlenkranz zu weben. Es hat nämlich immer unangenehme Leute gegeben, welche die Dinge so gesehen und dargestellt haben, wie sie wirklich waren, und wenn man sich in die Zeugnisse dieser Wahrheitsfuge verirrt, dann verliert die Vergangenheit den romantischen Hauch, und sie läßt sich nicht mehr für die goldbronzierenden Bedürfnisse der heutigen Zeit ausbeuten.

In der Schule lernen wir, daß die herrliche Kultur, in der wir Glücklichem uns sonnen dürfen, das Werk einiger gottbegnadeter Familien ist. Welche Familien das seien, darüber ist man sich nicht ganz einig. Auf den Majoraten Osteliens meinen die Hauslehrer, es seien die Junker gewesen. In Brandenburg hört man die Lesart, wir verdanken den Segen den Hohenzollern, und der Leipziger Philosophieprofessor Wundt hat einmal in einer Festrede direktemang aus dem Weltgesetz der Entwicklung die Notwendigkeit des sächsischen Königshauses abgeleitet, worüber freilich der Sachse Dreißigle, den die Vorsehung zum preussischen Hoffänger berief, wesentlich anders dachte. Jedenfalls ist man in der Reichshauptstadt Berlin überzeugt, es seien die Hohenzollern gewesen, und demzufolge ist auch die Berliner und nach Berlin grabitierende Kunst, so weit sie nicht zu den Problemen der lex Heinze hinabsinkt, ausschließlich dieser Familie gewidmet. Die Maler, die Bildhauer, die Musiker und vor allem die Bühnenautoren beweisen in Oel- und Wasserfarben, in Marmor und Bronze, vokal und instrumental, in Vers und Prosa, daß die reichsdeutsche Menschheit alles, was sie besitzt, dem erwähnten Geschlecht verdankt, und so bevollern sich unsere Kunststätten mit einer endlosen Schar idealer Ahnen, welche die zarten Tugenden, die man in einem „Brevier für deutsche Jungfrauen“ gesammelt findet, mit jenen männlichen Vorzügen vereinigen, von denen die Instruktionskünden in den Land- und Wasserfajernen wiederhallen. Gegenüber dem schmachvollen Materialismus der Anzuchtskunst wirkt dieser reine Familientult erfrischend und befreiend und erhebend.

Aber dem Unreinen ist nichts heilig. Kann vermag deutsche Ehrbarkeit das Empörende sich vorzustellen, daß selbst in die Kunstfriedhöfe solcher vaterländischen lanteren Kunst die Anzucht einzudringen sich vermisst, und es kam für diese Frevler nur die eine Entschuldigung geltend gemacht werden, daß sie eben durch das schamlose Uebermaß geschichtlicher Kenntnisse verführt worden seien. Aber die Reizung, mildernde Umstände zu bewilligen, versiegt, wenn ein derartiger Kunstschänder es noch wagt, sich dreist mit seiner Unthat zu brüsten.

Es ist der Theaterdramatiker Ernst Wichert, der sich bis zu diesem Abgrund der Entartung hinabgedacht hat. Gewiß, von einem bloßen Tintenfischer kann man sich jeder Niedertracht versehen. Aber Ernst Wichert ist zugleich Kammergerichtsrat, hat seinem König den Beamteneid geleistet, und sollte darum schon von Amis wegen Verständnis für die höchsten Güter der Nation haben. Gleichwohl hat es der Mensch über sich genommen, einmal ein Theaterstück zu schreiben, in dem er einen Hohenzollernsproß, und noch dazu den großen Kurfürsten, mit Schwächen und Irrthümern besetzte. Ja, er trieb die Verwegenheit so weit, daß er dieses Erzeugnis einer unsauberen Phantasie

— er nannte es „Aus eigenem Recht“ — dem königlichen Schauspielhause zur Aufführung anbot. Natürlich wies die Intendanz das Nachwerk mit Schimpf und Schande zurück, indem sie schlicht und würdig auf das künstlerische Hausgesetz hinwies, laut dem verstorbene Mitglieder des Hauses Hohenzollern auf der Bühne des königlichen Schauspielhauses ausschließlich in „heldenhafter Unschlbarkeit“ zu erscheinen hätten. Das war eine gebührende Abfertigung des anmaßenden Schmierfinken, und es charakterisiert den Mann, daß er jetzt, als ob das gar nichts wäre, seine Schande in seinen jüngst erschienenen Lebenserinnerungen vor die Öffentlichkeit schleppt. Lassen wir den Verächtlichen da stehen und schämen wir uns für ihn.

Nachdem aber Wichert die Angelegenheit einmal ausgeschwätzt hat, dürfte es auch erlaubt sein, einiges über die Abwehrmaßregeln zu berichten, welche die preussische Kunstbehörde nach jenem Attentat sofort verfügt hat. Man hat der Sache nach gleiche, nur nach den Kunstgebieten verschiedene formulierte Verordnungen erlassen, denen sich jeder Künstler seitdem unterwerfen mußte, der auf patriotische Bestellungen reaktierte, handle es sich nur um ein Werk des bildenden und tönenden, oder um eines des theatralischen Refektoris. Die guten Wirkungen dieser Verordnungen zeigen sich ja hinlänglich in dem, was auf dem Gebiete der großen nationalen Kunst in den letzten Jahren geschaffen worden ist. Leider haben sich noch nicht alle Künstler den Bedingungen unterworfen, vielleicht aber auch nur deshalb, weil sie ihnen unbekannt geblieben sind. Wir geben allen heranwachsenden Jünglingen den wohlgemeinten Rat, sich mit jenen Reglements vertraut zu machen; das wird ihnen manche Verirrung und Enttäuschung ersparen. Um eine kleine Aufschauung von der Wichtigkeit der Sache zu geben, wollen wir einige von den 100 Paragraphen nachstehend mitteilen, aus denen das an den preussischen Hoftheatern geltende „Reglement für die Lieferung künstlerischer Erzeugnisse“ besteht, eine Dienstamweisung, die übrigens demnächst die Freie Volksbühne auch ihren Veranstaltungen zu Grunde legen wird:

- § 1. Unbefugten ist der Eintritt streng verboten. Die Verunreinigung des Ortes durch sogenannte Probleme, revolutionäre Gedanken und historischen oder modernen Naturalismus wird strafrechtlich verfolgt.
- § 2. Befugt ist jeder, der von der Direktion mit der Herstellung eines Kunstwerkes beauftragt ist.
- § 3. Der Befugte hat ein Arbeitsbuch zu führen und sich allen Weisungen der königlichen Kunstbehörde unwiderruflich zu fügen.
- § 4. Das Arbeitsbuch enthält das Personale des Beauftragten, sowie Angaben über die zu leistende Arbeit, Lohnzahlungen etc.
- § 10. Die Stoffe, die der Befugte zu verarbeiten hat, sind in der Regel der preussisch-brandenburgischen Geschichte zu entnehmen.
- § 11. In jedem Werke hat mindestens ein Hohenzoller aufzutreten.
- § 12. Jeder auftretende Hohenzoller muß mit heldenhafter Unschlbarkeit ausgestattet werden.
- § 18. Welche Tugenden der Hohenzoller im einzelnen zu besitzen hat, darüber giebt der in der Intendanz aushängende Specialtarif Kunst, wo auch über das Größenmaß und die Tracht der Betreffenden die notwendigen Informationen erteilt werden.
- § 19. Es sind alle toten hohenzollernschen Regenten gleichmäßig zu berücksichtigen.
- § 21. Hinsichtlich der Sprache ist der Vers der Prosa vorzuziehen.
- § 24. Wenn von dem Helden die Rede ist, so müssen die folgenden Bilder reichlich verwendet werden: Eiche, Schwert, Har, Löwe, Schild, Fels und Aehnliches.
- § 25. Die Feinde des Helden sind in der Regel als Geziht, Kröten, Hunde, Esel, Kamele, Kattern zu bezeichnen. Sie haben feig, dünn, grausam, hinterlistig, lasterhaft zu sein.
- § 39. Als Grundgedanke jedes Werkes empfiehlt sich der siegreiche Kampf eines überragenden Hohenzollern-Helden über eine Welt von Feinden. Unter allen Umständen ist seine physische, geistige und moralische Ueberlegenheit allen seinen Zeitgenossen gegenüber darzutun.
- § 40. Beabsichtigt der Künstler, auch einem Feinde des Helden einen anständigen Charakter zu verleihen, so hat er zuvor die Genehmigung der Intendanz einzuholen.
- § 41. Gesuche um die Befreiung des Helden mit einer mehr oder minder großen Schwäche werden ausnahmslos nicht berücksichtigt. Nichtet der Beauftragte wiederholt ein derartiges Ansinnen an die Behörde, so erlischt der Auftrag.
- § 43. Geschichtsquellen, außer den von der Intendanz gelieferten, sind nicht zulässig.

§ 50.

In der Mitte des Werkes, möglichst am Beginn des dritten Aktes und vorzugsweise bei Sonnenaufgang hat der Held einen längeren Monolog zu halten, in der er die Zukunft Deutschlands prophezeit, insonderheit die Einigung des Reichs unter Wilhelm dem Großen, und das größere Deutschland, das sich über die Erde ergießt. Eine Marinedeforation ist an passendem Ort zu verwenden.

§ 51.

In der Schlussscene hat dieser Prophetenmonolog noch einmal anzuklingen.

§ 62.

Es ist darauf zu achten, daß die Helden keinerlei auferhebeliche Liebesverhältnisse haben. Die Gemahlinnen der Helden sind angemessen auszustatten.

§ 80.

Der Held hat stets einen weiten Blick, ein warmes Herz und eine stählerne Energie. Ueber die besondern Vorzüge siehe § 18.

§ 94.

Wenn Friedrich der Große in Auftrag gegeben ist, so hat der Verfasser auf seine Frömmigkeit ein besonders starkes Gewicht zu legen.

§ 96.

Als Todesursachen des Helden sind nur zu verwenden: Fallen in der Schlacht, Altersschwäche, gebrochenes Herz (aus Gram über den Niedergang seines Volkes), Herzschlag aus Begeisterung, andre Krankheiten sind ausgeschlossen.

§ 100.

Das Publikum hat den Intentionen des Dichters zu folgen.

Verraten wir zum Schluß, daß gegenwärtig die Herren Hauptmann, Lauff, Blumenthal und Jbsen gemeinsam thätig sind, um auf Grund des obigen Reglements den König Friedrich Wilhelm II. in einem Drama zu verherrlichen. — Joc.

Kleines Feuilleton.

g. Das Denkmal. Der Gottesdienst war zu Ende, dicht gedrängt strebten die Besucher ins Freie. Der Kirchhof lag im Sonnenschein. An den tieferen Stellen blühte noch der Schnee, auf den Gräbern war er fast überall geschmolzen. Grün und frisch leuchteten die dichten Ephenbüschel. Im Holländerfranz sah eine Meise und puzte ihr blaues Federkleid. Die Menge zerstreute sich über den Kirchhof. Einige gingen geradenwegs nach Hause, andere blieben bei den Gräbern stehen, legten die windverwehten Kränze zurecht und zupften und ordneten. Hier und da bildeten sich Gruppen, man begrüßte Bekannte und schwatzte, schließlich zog sich aber doch alles hügelan. Es war ein schöner Platz dort oben. Ueber die Willen und Landhäuser, über endlose Felder und Bahngleise ging der Blick bis dahin, wo die Türme Berlins aus einem blaugrauen Dunstmeer aufstiegen, und auf der höchsten Stelle, weithin sichtbar, stand das Denkmal.

Es war ungemein prächtig. Eine hohe Siebelswand, ganz in weißem Marmor, nahm es die Rückseite des Erdbegräbnisses in ihrer vollen Breite ein. Eine einzige Inschrift stand in der linken Ecke oben, gerade über dem einzigen Grabe, das sich in dem Innenraum befand. Ein kleines Mädchen kletterte auf den Sockel des kunstvollen Eisengitters, hielt sich an den Stäben fest und las mit langgezogener Stimme:

Hier ruht in Gott
mein geliebter Mann, unser guter Vater
der Bauerngutsbesitzer Hans Joachim Lübke
geb. den 6. Februar 1850,
gest. den 20. Dezember 1899.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

„Na nich doch!“ Sie gab dem Jungen, der sie hinterrücks am Kopf zog, einen Schubb, sichernd ließen Beide davon. Die Großen folgten ihnen, nur ein paar blieben stehen und tauschten ihre Meinung aus.

„Billig hat se denn nich jehabt.“

„Achmal hundert Dahler kost's, id weech es. Id war irade da, wie de Rechnung kam; m' allens uf een Breit bezahlt.“

„Jott — de hebben's ja.“

„Joa, de Lübbens — de hebben dat.“

Wärlliches Platt und schlechtes Hochdeutsch schwirten durcheinander. „Den Spruch hat der Herr Pastor selbst ausgesucht,“ erzählte die Künstlerfrau, sie hielt auf Manieren und eine gebildete Sprache. „Wissen Sie, weil er doch so sehr viel zugegeben hat zum Kirchenumbau — ja — selig sind die Barmherzigen.“ Sie schlug die Augen gen Himmel.

„Joa, oll Lübben — oll Lübben war 'u frommer Mann — hebben's denn ool für Tochter jeh'n —?“

„Ein Tochter . . . de Jret? Wo denn?“ — die Köpfe flogen herum.

„Fran Berger sah ja neben ihrer Mutter vor der Kanzel,“ nahm die Künstlerfrau wieder das Wort, „sie ist extra aus Erkner herübergekommen, um heut an des Waters Geburtstag das neue Grabdenkmal zu schmücken — sehen Sie, jetzt treten die Damen mit dem Herrn Pastor aus der Kirche.“

„Joa, Kiel Een . . . da sin se!“ Die Weiber stoben auseinander. Den schmalen Weg, der sich von der Kirche her zwischen Buschwerk und Gräbern hinzog, kamen zwei Frauen herauf. Beide hielten Kränze und waren in moderner städtischer Tracht, verleugneten aber trotzdem die Bäuerinnen nicht. Mit schweren Schritten stapften sie über den aufgeweichten Lehm Boden.

An der Pforte blieben sie stehen. Die Mutter sah die Tochter beobachtend an: „Nu?“

„Dett is jut.“

„Dett is dat feinste uff'n janzen Kirchhof. Aberst sie kiesen ooch alle, — haste jesehn? Alle sin se ruffjerant! Wechte, 'n Stüde Jeld kost dett aber, hundert Doaler janz alleene an de Kirchhofstasse for's Uffstellen . . .“

„Schad't nisch.“

„Aee, schad't ooch nisch, is m' doch det feinste. Kund mal um, alle bloß so'ne ollen Kränze im Steene, wir ha'm det Deierste.“

„Wissen wir ooch ha'm . . .“ Die Tochter ließ den Blick über den Kirchhof und seine schlichten Denkmäler geh'n, dann sagte sie plötzlich der Mutter Arm: „Aee Du — Du; luech doch — is denn dett nich —?“ sie wies auf eine hagere, ärmlich gekleidete Frau, die draußen am Kirchhofsgitter vorüberging.

Die Mutter nickte: „Joa, Joa — dett is Onkel Roberten seine Frau.“

„Sieht die aber aus! — sone Plundern! Wat is denn aus die jetworden? . . .“

„Na wat soll denn aus se jetworden sin?“ — eine ungeheure Verachtung lag in der Stimme der Witwe, — „is ja allens alle jeweisen, als er starb . . . Nu sibt se ins Armenhaus mit ihre beiden Bengels. Na weeste, all lang maacht die ja ooch nich mehr. Die hats uf de Lunge. Komste Dir denken, neulich hat se mir mal anjebettelt — id sollt ihr wat jeben vor ne Kur. Id hab ihr fünf Froschen jesehnt — aber weiter jak id ihr nisch . . . Aee wechte, Jeld uff'n Dreck zu werfen, dazu haben wir doch wirklich ooch nisch übrig.“ —

am. Böse Ursache, gute Wirkung. In der litterarischen Rundschau unseres Pariser Bruderblatts, der „Petite République“, erwähnt Camille de Saint-Croix lobend eine von Alexander Cahen herrührende Uebersetzung des bekannten Heineschen Weberleides, die im „Mercure de France“, einer der hervorragendsten Revuen unsres Nachbarlandes, veröffentlicht worden ist. Bisher war in Frankreich nur eine einzige Uebersetzung des ergreifenden Gedichts bekannt, die von Jean Tjorel in der Uebersetzung von Hauptmanns „Webern“. Und weiß man, wie Cahen dazu kam, seine Uebersetzung zu veröffentlichen? Man hatte in Frankreich gehört, daß in Deutschland ein Redacteur wegen des Abdrucks dieses Gedichts, mehr als fünfzig Jahre nach dessen Erscheinen, bestraft worden war — da wollte man das gefährliche Erzeugnis Heinescher Poeterei doch auch kennen lernen! —

Litterarisches.

— In jedem Jahre hat der englische und französische Buchhandel die Thatsache zu verzeichnen, daß ein oder mehrere populäre Bücher, insbesondere Romane, in kurzer Zeit einen enormen Absatz finden. Im vergangenen Jahre hatte der amerikanische Verlagsbuchhandel die größten Dresser zu verzeichnen. Wir lesen im Publishers Weekly, daß von dem Roman „David Harum“ in etwas über Jahresfrist 400 250 Exemplare abgesetzt wurden; dem folgt der Absatz, innerhalb von sieben Monaten, des Romans „Richard Carvel“ mit 285 000. Von „David Harum“ wurden allein zwischen dem 1. und 18. Dezember 35 000 Exemplare verkauft. In dritter Linie kommt der vor drei Monaten erschienene Roman „Jane Meredith“ mit einem Absatz von 200 000. Wenn er schon nach drei Monaten eine solche Auflageziffer erreichte, so steht zu erwarten, daß dieser Roman die hohen Auflagen der erstgenannten beiden Bücher noch weit überholt. Das bemerkenswerteste dabei ist, daß die Romane von bisher wenig oder gar nicht bekannten Autoren herrühren. „David Harum“ ist das Werk eines Bankiers, der sich wegen Krankheit vom Geschäft zurückgezogen hatte und seinen litterarischen Erfolg nicht mehr erlebte. Vor einigen Monaten erschien ein neuer Roman des Dichters Crawford „Via Crucis“ und über diesen wird gemeldet, daß innerhalb fünf Wochen 42 000 Exemplare verkauft wurden. —

Musik.

Farbige Zettel ringsum, verkündend die vernünftigen Opfer einer Jahreszeit der Katarrhe! Am meisten that mir leid die Absage von Frau Anna Hildach vor dem populären Liederabend, den sie und ihr Gatte Eugen Hildach angelündigt hatten. Waren ja doch die seit langem wohlbelannten Darbietungen dieses Sängerpaares im Rahmen unsres Musikreferats meines Erinnerns noch nicht gewürdigt worden! Diesmal sang denn Herr Hildach allein eine Reihe meist vielgebrauchter Lieder, unter denen die von Schubert und von Löwe besonders hervorragten und wirkten. Der Sänger überrascht uns durch keine besonders tiefen Offenbarungen im Vortrag; allein er versteht es trefflich, den hauptsächlichsten Gehalt eines Liedes einem größeren Publikum planfibel zu machen und dieses in künstlerischer Weise zu unterhalten. Seine Stimme ist sympathisch und im allgemeinen gut gebildet, wenigleich nicht von beträchtlichem Reiz und ohne eine besondere Ausbildung der Höhe; seinem mehr tiefen Bariton zu Liebe singt er mehrere Stücke in tieferer Uebersetzung. Mindestens eine bedenkliche Geschmacks-

sache war die Einreihung eines hochkünstlerischen Liedes von Robert Franz zwischen hübsche Kleinwaren von S. Nibel, P. Heise und E. Hildach. Eine Wiederholung des „Frühlings im Alter“ von diesem selbst und des „Löwensden, Erlkönigs“, sowie zwei Zugaben zeugten von dem verdienten Erfolg des Abends. Etwas hart und gestaltenarm war die Begleitung am Klavier von Henry Busch, zumal im Vergleich mit der feinstimmigen Weise, in der Waldemar Sack ein andres Konzert vervollkommnete, das wir uns als Ersatz des ebenfalls rot verstellten Melba-Konzerts leisteten. Es war dies ein Wiederabend des in letzter Zeit mehrfach hervorgetretenen Ludwig Geh, der aus Brahms' „Märchen von der schönen Magelone“ (nach L. Tieck) die für Männerstimme geschriebenen Lieder sang. Der Sänger ist ein hoher Bariton, der auch als Tenor fungieren kann und kürzlich als solcher verwendet wurde. Seine sonst gute und volle Stimme zeigt manche ärgerliche Unvollkommenheiten und scheint unter augenblicklichen Dispositionen und unter unpassenden Aufgaben nicht wenig zu leiden. Sie ist oder war wenigstens diesmal in den unteren Lagen ziemlich rau, zumal da für sie jene Lieder wohl zu tief liegen und im ganzen so große Ansprüche an charakteristischen Ausdruck stellen, daß der Sänger auf ein sinnliches Wirken mit der Stimme verzichten mußte (ausgenommen etwa das eine: „So tönet dem, schäumende Wellen“, bei dem er gut „loslegen“ konnte, und das als Zugabe gebrachte „Wiegenlied“, das ein klangvolles Piano ermöglichte). Rechnen wir dann weiterhin ab, daß die künstlerische Ausdrucksfähigkeit dieses Sängers an das höchst kunstvolle, wenn auch wieder etwas kühl lassende Werk von Brahms doch noch nicht heranreicht, so blieb immerhin so viel lächelnde Leistung übrig, daß der hier ebenfalls große Erfolg beim Publikum nicht bloß als Zeichen einer persönlichen Anziehungskraft des Konzertgebers gelten konnte. — sz.

Kulturgeschichtliches.

k. Welches ist das älteste Alphabet? Der englische Forscher Flinders Petrie veröffentlicht in einer englischen Fachzeitschrift das Ergebnis der neuesten Untersuchungen über den Ursprung des Alphabets. Petrie sucht nachzuweisen, daß das älteste Alphabet in viel fernerer Zeit zu finden ist, als man bisher vermutete. Vor 10 Jahren entdeckte man auf ägyptischen Töpferwaren aus der Zeit von 2500—1400 v. Chr. die ersten Zeichen, die auf die Existenz eines früheren Alphabets schließen ließen, aber da man vor 800 v. Chr. kein eigentliches Alphabet annahm, erklärte man diese Zeichen als abgeleitet aus den ägyptischen Hieroglyphen. Diese Vermutung wird durch die neueren Forschungen, die in Ägypten bis zum Jahr 5000 v. Chr. zurückgehen, hinfällig gemacht. Man fand nämlich auch aus dem Jahr 5000 v. Chr., also aus einer Zeit, in der noch keine Hieroglyphenschrift in Ägypten existierte, Zeichen, die mit den früheren oft identisch waren. Diese Zeichen sehen denen des griechischen Alphabets sehr ähnlich. Nur ist aber auch neuerdings auf Kreta ein Zeichensystem entdeckt worden, das diesem altägyptischen entspricht. Ebenso sind weitgehende Berührungspunkte des ägyptischen Systems mit den karischen und keltisch-iberischen Alphabeten oder Silbenschriften vorhanden, die ihrerseits große Ähnlichkeit in den Formen der Zeichen und eine Beziehung zu den spätern italienischen oder griechischen Alphabeten aufweisen. In Karien und Spanien kannte man 43 Werte statt der 26, die von den Griechen beibehalten wurden. Für diese 43 Werte gab es 60 verschiedene Zeichen, von denen viele natürlich denselben Wert aber eine verschiedene Form haben. Von diesen sind nicht weniger als 44 in Ägypten bekannt. Daraus geht also mit Sicherheit hervor, daß in früherer Zeit ein weitverbreitetes Zeichensystem am Mittelmeer von Spanien bis Ägypten existierte, das sich lange erhalten zu haben scheint. Von Ägypten, wo es seinen Ursprung hatte, wurde es durch den Handel auf dem Mittelmeer, der schon um 5000 v. Chr. durch Importe nach Ägypten bezeugt ist, weiter verbreitet und fand auch in Syrien und Arabien Eingang. Später wurde es hier von dem Hieroglyphen-System verdrängt, das die arabischen und Mittelmeer-Abzweigungen des früher allen gemeinsamen Zeichensystems getrennt zu haben scheint. Um 2500 vor Chr. enthielt es über 100 Zeichen in Ägypten, 30 auf Kreta. Die Einheitlichkeit des Systems war vor allem dadurch gesichert, daß die Phönizier mehrere dieser Zeichen als Zahlen gebrauchten: neun für die Einer, neun für die Zehner und neun für die Hunderte. Diese als Zahlen verwendeten Zeichen haben sich vor allem erhalten. Ob jedem einzelnen Zeichen in so früher Zeit schon ein Buchstabenwert zuzuschreiben war, ist nicht sicher zu entscheiden. —

Humoristisches.

— Das schlechte Gewissen. Sämtliche Dingsberger Honoratioren waren im Festsaal beim „Hirschen“ versammelt. Man hatte dem famosen Ehrenmahle zur Feier der Bürgermeistereiwahl nach Kräften zugesprochen und sah nun schon mehrere Stunden mit warmen Köpfen, lachend, scherzend in fidelster Laune beim Sekt in zwanglosen Gruppen zusammen.
Daß draußen gegen Abend ein tüchtiges Gewitter niederging, that der Stimmung keinen Eintrag — im Gegenteil, es erhöhte nur das Gefühl des Geborgenseins in dem festlich geschmückten Raume.
Nun öffnete der Hirschenwirt die Altantüren weit, um die köstliche Luft nach dem Wetter in den heißen Saal fluten zu lassen.

„Sehen Sie nur, meine Herren,“ rief er, „welch' wunderbarer Regenbogen!“
Alles erhob sich und trat auf die Altane...
Aber merkwürdig — einer nach dem andern schließlich mit bedenklichem Gesicht bald wieder herein, bezahlte seine Zechе und drückte sich scheu von daunen.
„Ja, was ist denn nur in die Herren gefahren?“ frug der Hirschenwirt ganz bestürzt, als nach einer Viertelstunde der Saal leer war.
Da lachte sein alter Oberkellner pffiffig und wies nach dem zweiten Regenbogen, der sich hinter dem ersten in blasserem Tönen über den Himmel wölbte.
„Wie sie den gesehen haben“, schmunzelt er, „meinte jeder, er habe schon einen solchen Schwiß, daß er den Regenbogen doppelt sehe! Da ist denn natürlich jeder, damit's die andern nicht merken sollten, schleimigst ausgerissen!“ —
— Kleines Mißverständnis. Phrenologe: „Diese Beule an Ihrem Hinterkopf ist ein Zeichen von großem Jähzorn!“
Bauer: „Herr Doktor, da hat Sie ganz recht! Do hat mir mei' Frau mit'm Dese' in d'r But d'rauf'schlage!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Im Berliner Opernhaus gehen Eugen d'Albert's Oper „Kain“ Mitte Februar, Siegfried Wagners „Värenhäuter“ am 28. Februar, das Ballett „Die roten Schuhe“ Anfang März zum erstenmale in Scene. —
— Die drei in Vergessenheit geratenen und jetzt in einem Berliner Verlag wieder ausgegebenen Operetten von Karl Milöder werden im Berliner Victoria-Theater zur Aufführung gelangen. Der Milöder-Einakter-Abend wird sich zusammensetzen aus der Operetten „Die Hochzeitnacht“ (früher „Der Dieb“ betitelt), „Blumen am Wege“ und „Der Tambour-Major“. Die Neubearbeitung der veralteten Textbücher wird von Leopold Jacobson besorgt. —
— In dem Wetstreit, welche Bühne in Deutschland Ibsens neues Werk „Wenn wir Toten erwachen“ zuerst herausbringen würde, ist Stuttgart mit einer Aufführung am Freitag Sieger geblieben. Die vorliegenden Berichte sind sich darüber nicht einig, welchen Eindruck es auf das Publikum gemacht habe. Nach dem einen war es ein „Achtungserfolg“, nach dem andern ein „sehr starker“, nach dem dritten ein „sehr warmer, sich aktivweise steigender“.
— Eine Oper von Zepher, „Vicente von Letorriores“ erzielte bei der Erstaufführung in Leipzig einen lebhaften Erfolg. —
c. Moderne Gemälde in deutschen Museen. Aus deutschen Museen bringt die „Kunst für Alle“ folgende Mitteilungen: Das Wallraf-Richard-Museum in Köln erwarb für die Abteilung moderner Gemälde zwei ältere Stücke der modernen Richtung: ein Bild von Schönleber aus dem Jahre 1878 „Holländische Schiffsverft“ und eine „Landschaft mit Vieh“ von dem früh verstorbenen Düsseldorf-er C. Veibels, einem Schüler des Pariser Tiermalers Troyon, aus dem Jahre 1869. — Die Gemäldegalerie in Stuttgart erwarb eine im Jahre 1853 entstandene „Römische Landschaft“ von Arnold Böcklin, die sich bisher im Besitz der Kunsthandlung Gernes in Frankfurt befand. — Dem Breslauer Museum schenkte Graf Leopold v. Kalckreuth, ein geborner Schlesier, sein auch aus der Berliner Kunstausstellung bekanntes Gemälde „Die Fahrt ins Leben“. —
— Der dänische Humorist Karl Möller hat 25 000 Kronen für eine literarische Stiftung hinterlassen. Die Zinsen des Legats sollen auf ein eventuell auf zwei Jahre an einen dänischen Velletristen in einem Lebensalter von nicht über 30 Jahren ausgezahlt werden, wobei humoristische Talente zu bevorzugen sind. —
— Die Arbeiten am Simplontunnel rücken nicht so schnell vor als man angenommen hatte. Der tägliche Fortschritt beträgt nur 9 Meter, bei der Gesamtlänge von 19,73 Kilometer wären danach ziemlich sechs Jahre erforderlich. Die wirkliche Jahresleistung blieb bisher hinter der angenommenen fast um 1 Kilometer zurück, so daß die Arbeit wahrscheinlich nicht, wie festgestellt ist, bis Mitte Mai 1904 fertig gestellt werden können. —
— Die größte Vienenzüchterei der Welt befindet sich in einer kleinen Stadt in Kanada; sie bedeckt 20 Quadrat-Kilometer und enthält in ihren Stöcken nicht weniger als 19 000 000 Vienen, die jährlich 35—40 000 Kilogramm Honig liefern. —
— Ein elektrisch betriebenes Bergwerk. Zu Cripple Creek in Nordamerika begiebt sich, nach „Nutter Erde“, der Bergmann auf der elektrischen Straßenbahn zum Schachte, fährt am elektrisch betriebenen Förderseile in die Grube, deren Wasser von elektrischen Pumpen gehoben werden, arbeitet bei elektrischem Lichte mit elektrisch betriebenen Bohrmaschinen und entzündet die Sprengschüsse durch den elektrischen Funken. —